

**„älteste bairische Binnenmundart“:
Gedanken zur Einordnung eines Prädikats**

Yvonne Kathrein

Institut für Germanistik/Tiroler Dialektarchiv, Universität Innsbruck

Mundarten ein bestimmtes Alter zuschreiben zu wollen, ist linguistisch gesehen obsolet: Die deutschen Dialekte, und damit auch jene Tirols, erwachsen dem Mittelhochdeutschen (ca. 1050 – 1350), und das wiederum dem Althochdeutschen (ab ca. 750), das wiederum dem Germanischen (ab ca. 1. Jahrtausend v. Chr.), das wiederum dem Indogermanischen (spätestens seit dem 4./3. Jahrtausend v. Chr.) und auch das hat Vorläufer, die man allerdings sprachlich nicht mehr fassen kann. Alle Mundarten sind also gleich alt (oder jung). Altersangaben erübrigen sich. Wenn Eberhard Kranzmayer in seinem 1963 erschienenen Aufsatz das Öztalerische also als „die älteste bairische Binnenmundart“¹ bezeichnet, so ist das schlichtweg nicht richtig. Wir dürfen das wohl als elliptische Formulierung werten, die wiederum daraus resultiert, die topographischen Verhältnisse mit den vermeintlichen Wesenszügen der hiesigen Gebirgsbewohner(:innen?) gleichsetzen zu wollen. Kranzmayer ist etwa der Auffassung, das „Hochgebirge [mache] seine Bevölkerung zwangsläufig beharrsam“² oder Tirol sei „landschaftlich eine gewaltige Felsenburg, wie es eine ähnliche in Österreich und seiner Nachbarschaft nirgends [gebe]“³ (um dann später doch auch dem Wallis als derjenigen „Talschaft, die im alemannischen Raum die höchsten bäuerlichen Dauersiedlungen beherbergt [...], die altertümlichste Mundartlandschaft“⁴ zuzugestehen). Derart denkend verknüpft man wohl gelegentlich manches. Wir wollen davon ausgehen, dass Kranzmayer tatsächlich gemeint hat, das Öztalerische sei die binnenbairische Mundart mit der größten Ansammlung an altertümlichem Laut- und Formenbestand.

Mundarten können tatsächlich im Vergleich mit anderen ältere oder jüngere Formen aufweisen, die sich dann in der Lautung, Morphologie, Semantik, im Lexikon oder in der Syntax niederschlagen. So ist innerhalb der bairischen Dialekte (siehe Abbildung 1) das Mittelbairische insgesamt tendenziell moderner, das Südbairische im Vergleich dazu weniger, oder anders ausgedrückt: Im Osten Österreichs waren und sind die Dialekte etwas neuerungsfreudiger als im Westen.⁵

¹ Kranzmayer 1963, 88.

² Kranzmayer 1960, 162.

³ Kranzmayer 1963, 74.

⁴ Kranzmayer 1963, 75.

⁵ Vgl. Wiesinger 1983, 839–840.



Abbildung 1: Dialektregionen in Österreich (Karte erstellt im SprachGIS auf der Grundlage der Dialekteilteilung nach Wiesinger 1983 von Y. Kathrein)

Ein Beispiel dafür wäre etwa die Weiterentwicklung des Konsonanten *t* zwischen Vokalen oder des Konsonanten *l* nach einem Vokal: Das *t* in Wörtern wie *Wetter* oder *Schlitten* zum Beispiel wird im Mittelbairischen „weicher“ ausgesprochen, nämlich als *Weeda*, *Schliidn*, und das *l* in Wörtern wie *Wald* oder *Bild* geht überhaupt in einem Vokal auf (*Woid*, *Büüd*). Diese Lautveränderung ist etwa seit dem 12. Jahrhundert im Raum zwischen Regensburg und Zistersdorf nachweisbar.⁶ Das Südbairische und das Alemannische hingegen wurden davon nicht erfasst. Dort werden *Wetter* und *Schlitten* noch immer wie im Mittelhochdeutschen mit hartem *t* ausgesprochen und in *Wald* und *Bild* ist das *l* nach wie vor vorhanden.

Es geht also nicht darum, wie alt eine Mundart ist, weil das nicht absolut beantwortbar ist. Sie ist so alt, wie es die menschliche Sprache gibt. Es geht um Altertümlichkeiten, die sich – verglichen mit anderen Mundarten – bis heute in der jeweiligen Mundart erhalten haben, zum Beispiel die Bewahrung von *t* und *l* in vokalischer Umgebung. Das gebrachte Beispiel ist allerdings nicht weiter aufregend, denn der Raum, in dem es noch immer *Wetta* und *Wåld* heißt und nicht *Weeda* und *Woid*, ist verhältnismäßig groß, und die Aussprache dieser *t* und *l* unterscheidet sich auch nicht von der Standardsprache.

⁶ Vgl. Reiffenstein 2002, 629f.

Wenn einem aber Wörter wie *Lie* für ‚Kamin‘, *Eewesa* für ‚Hausgang‘ oder *genândr* für ‚miteinander, zusammen‘ entgegenschallen, dann hat das ein gewisses Kuriositätenpotential. Zum einen gibt es da keine Anknüpfungspunkte an die Standardsprache, zum anderen finden sich auch kaum Parallelen in anderen Dialekten: So ist die *Lieche* lediglich für Villgraten in der Bedeutung ‚Rauchloch‘ und für das Pustertal in der Bedeutung ‚Lichtöffnung‘ belegt, am Gerlosberg sagt man *Liehe* zu dieser Öffnung.⁷ Der *Eewesa* entspricht in Münster die *Obs* in der Bedeutung ‚Halle am Friedhofseingang‘, in Schwoich die *Obst* bzw. *Obsen* als ‚Vorraum der Kirche‘.⁸ Und für *genândr* lässt sich tatsächlich kein vergleichbares verwandtes Wort in Tirol finden, sondern nur noch in den slowenischen und oberitalienischen Sprachinseln, die im Hoch- bzw. Spätmittelalter mutmaßlich von Westtirol⁹ sowie von Osttirol¹⁰ aus besiedelt wurden. Die Siedler haben damals das alte Wort, das auf mittelhochdeutsch *gegen einander* zurückgeht, mitgenommen und konserviert. Überall sonst wurde es, mit Ausnahme des Ötztals eben, durch mundartliche Varianten von *zusammen* (aus mittelhochdeutsch *zesamene*) ersetzt.¹¹

Weniger auffällig, wenngleich genauso wichtig, sind kleine Lautunterschiede, wie man sie etwa in *reedn* ‚reden‘, *Stauden* ‚Stauden‘ (Pl.) und *pa jüngan* ‚bei jungen‘ erkennen kann. Diese Endungen reflektieren bis heute unterschiedliche althochdeutsche Endungen, nämlich *redjōn*, *studūn* (im Gen., Dat. und Akk. Pl.) sowie *bī jungēn*.¹² Es ist schon beachtlich, dass sich bis heute Reflexe davon in der Mundart des Ötztals finden. Das gilt – wenngleich nur mehr im Mittertal – auch für die Endung von Verben im Singular, z. B. heißt es *ar feecht* ‚er fährt‘ und *ar nimmt* ‚er nimmt‘, was auf einen althochdeutschen Kurzvokal in der Endung zurückgeht (*er ferit*, *er nimit*), aber es heißt *ar mochet* ‚er macht‘ und *ar leewet* ‚er lebt‘, was auf einen althochdeutschen Langvokal in der Endung zurückgeht (*er machōt*, *er lebēt*).¹³ Man muss also anerkennen, dass das Ötztalerische, wie es Kranzmayer dargelegt hat, in einem gewissen Umfang Wörter und Formen aufweist, die in anderen Regionen längst verklungen sind beziehungsweise in denen ältere differenzierende Lautstände durch Abschwächungen und Ausgleichsformen nicht mehr reflektiert werden.

⁷ Vgl. Schatz 1993, 389.

⁸ Vgl. Schatz 1993, 460.

⁹ Vgl. Kranzmayer 1963, 79.

¹⁰ Vgl. Hornung 1964, 133.

¹¹ Vgl. Kranzmayer 1963, 88f.

¹² Vgl. Kranzmayer 1963, 89f.

¹³ Vgl. Kranzmayer 1963, 92.

Es ist demnach verlockend, einen Dialekt, dem Kranzmayer publikumswirksam den Status der ältesten binnendeutschen Mundart verleiht, mit dem Mittelhochdeutschen gleichzusetzen und polemisch zu formulieren: „Die Mundart des Ötztalers ist auf der Lautstufe des 12. Jhs. stehengeblieben und mithin ein Zeugnis für die Sprache Walthers von der Vogelweide [...]“.“¹⁴ Auch das stimmt so natürlich nicht. Dann würde ötztalerisch nämlich so klingen, wie es hier in der Spalte „Mittelhochdeutsch“ wiedergegeben ist:

Mittelhochdeutsch	Ötztalerisch ¹⁵	Übersetzung
<i>Im <u>tale</u> <u>dâ</u> <u>niden</u> <u>kræn</u> (sprich: <u>krään</u>) <u>die</u> <u>hæne</u> (sprich: <u>hääne</u>).</i>	<i>In <u>Toole</u> <u>deniiden</u> <u>kraan</u> <u>de</u> <u>Haane</u>.</i>	„Im Tal drunten krähen die Hähne.“
<i>Die <u>geizeliin</u> (sprich: <u>geißeliin</u>) <u>sîn</u> <u>schôn</u> <u>ûf</u> <u>der</u> <u>weide</u> <u>und</u> <u>suochen</u> <u>in</u> <u>die</u> <u>besten</u> <u>kriutelîn</u> <u>und</u> <u>löubelîn</u> <u>ûs</u>.</i>	<i>De <u>Gaaßlen</u> <u>sein</u> <u>schöen</u> <u>at</u> <u>dr</u> <u>Waa</u><u>de</u> <u>und</u> <u>süechnen</u> <u>de</u> <u>beschtn</u> <u>Kreitlen</u> <u>und</u> <u>Leeplen</u> <u>aus</u>.</i>	„Die Geißlein sind schon auf der Weide und suchen sich die besten Kräuter und Blätter (das beste Laub) aus.“
<i>Wie <u>die</u> <u>bërge</u> <u>liuhten</u> (sprich: <u>lïüchten</u>) <u>und</u> <u>glenzen</u>.</i>	<i>Wie <u>de</u> <u>Barge</u> <u>leichtn</u> <u>und</u> <u>glänzn</u>.</i>	„Wie die Berge leuchten und glänzen.“
<i><u>Ieze</u> <u>wirt</u> <u>viur</u> (sprich: <u>fïiür</u>) <u>gemachet</u>.</i>	<i><u>Iez</u> <u>weärcht</u> <u>Fuir</u> <u>gemochet</u>.</i>	„Jetzt wird Feuer gemacht.“

Tabelle 1: Ötztalerisch im Vergleich zum Mittelhochdeutschen, das von ca. 1050 bis 1350 gesprochen wurde. Fett markiert sind die wesentlichsten Abweichungen. Unterstrichen sind jene Formen und Wörter, die im Gegensatz zu vielen anderen Dialekten noch erhalten sind. Der Zirkumflex auf einzelnen Vokalen bezeichnet die Länge.

Das Ötztalerische hat sich also selbstverständlich seit dem Mittelhochdeutschen gewandelt, das heißt, dieser Dialekt hat natürlich die wesentlichsten Lautveränderungen seit dieser Zeit mitgemacht, allen voran die so genannte Diphthongierung: Die mittelhochdeutschen Langvokale *î*, *û* und *iu* (sprich *ii*, *uu*, *iii*) wurden zu den Zwielaute *ei*, *au* und *ei* bzw. *ui* (*sîn* > *sein*, *sind*‘, *ûf* > *auf*, *kriutelîn*, *viur* > *Kreitlen*, *Fuir*). Auch die so genannte Entrundung der mittelhochdeutschen Umlaute *ü* > *i* und *ö* > *e* ist durchgeführt (*löubelîn* vs. *Leeplen*). Das für alle bairischen Mundarten typische verdampfte *a* (in der Schreibung häufig <o> bzw. <â>), ist im Ötztalerischen überall vorhanden (mittelhochdeutsch *tale*, *gemachet* > *Toole*,

¹⁴ Haid 2015, 4.

¹⁵ Die Ötztaler Sätze sind – teilweise leicht abgeändert – der Erzählung von Josef Schmid entnommen, abgedruckt in Öfner 2015, 27.

gemochet). Im Gegensatz dazu werden die mittelhochdeutschen Umlaute, wie in allen bairischen Dialekten, mit hellem *a* ausgesprochen (mittelhochdeutsch *kræn*, *hæne* > *kraan*, *Haane*) und mittelhochdeutsch *ei* wird, wie in fast allen bairischen Dialekten, auch im Öztalerischen zu *åa* (mittelhochdeutsch *geiz*, *weide* > *Gåaß*, *Wåade*). An den Wörtern *Toole* ‚Tal‘ und *deniidn* ‚(da) unten‘ lässt sich auch schön erkennen, dass der betonte Vokal gedehnt ist. Im Mittelhochdeutschen waren diese Vokale noch kurz (*dâ niden*, *tale*). Nur im Alemannischen sind die meisten dieser Lautwandel nicht eingetreten. (Das heißt nebenbei bemerkt: Die alemannischen Mundarten sind die Mundarten innerhalb Österreichs, die am altertümlichsten sind. Hier kommen wir teilweise tatsächlich recht nahe an das Deutsch, das man vor 900 Jahren gesprochen hat.)

Diese Beispiele zeigen, dass sich das Öztalerische sprachlichen Neuerungen, die einen großen Raum betreffen, ebenso nicht verschlossen hat wie alle anderen Binnenmundarten auch. Das Öztal ist keine Insel, auf der die Uhren vollkommen anders ticken, seine Mundart nicht der Inhalt einer seit Jahrhunderten verschlossenen Konservendose, kein versteinertes Fossil. Wäre dem so, käme sie einer toten Sprache gleich, die keine Sprecher:innen mehr hat. Was nicht gesprochen wird, kann sich nicht mehr verändern. Was aber umgekehrt gesprochen wird, und zwar so lebendig, dass Hans Haid eben diesen Umstand in seinem Antrag um Aufnahme in das Verzeichnis des immateriellen Kulturerbes in Österreich besonders hervorstreicht¹⁶, das also muss zwangsläufig auch Veränderungen unterworfen sein. So bemerkt Christoph in seiner 1966 verfassten Dissertation zur Mundart von Sölden, dass etwa das „isoliert dastehende Wort *ēweza* (*Öbese* f., Hausflur) in seinem Bestand gefährdet [ist] [...]. Das Wort *Hausgang* hat sich heute allgemein durchgesetzt, *Öbese* wird kaum mehr gebraucht.“¹⁷ Und auch das bereits gebrachte Wort *genândr* konkurrierte damals schon mit *zåmm*¹⁸.

¹⁶ „Das Erstaunlichste ist aber nicht so sehr das Alter, sondern nach wie vor die Lebendigkeit der Öztaler Mundart, insbesondere in seinen ‚beharrsamsten Teilstücken‘. Wenn heute beispielsweise nach Schulschluß die Schüler herausstürmen, hören wir den eigentümlichen und unverwechselbaren Klang des Dialekts beim Warten auf die Schülerbusse, beim Reden, Spielen, Streiten und Rufen. [...] Und selbstverständlich wird in Gemeinderatssitzungen Öztalerisch geredet und diskutiert und bei fast allen Anlässen, wenn die „Einheimischen“ unter sich sind. [...] Ein weiteres Kennzeichen der Lebendigkeit des heute noch gesprochenen Öztalerisch ist die dialektale Umformung beispielsweise technischer Dinge.“
(<https://www.unesco.at/kultur/immaterielles-kulturerbe/oesterreichisches-verzeichnis/detail/article/oetztaler-mundart>) (30.07.2024)

¹⁷ Christoph 1966, 36. Herv. im Orig.

¹⁸ Vgl. Christoph 1966, 106.

Zuweilen dürften im Öztalerischen auch einzelne Laute in bestimmten Wörtern standardnäher artikuliert werden. Christoph hat bereits in den 1960er-Jahren Ausgleichsformen wie *tief* (statt *tuif*), *i flieg* (statt *i fluig*), *Teifl* (statt *Tuifl*), *mörgn* (statt *margn*), *Dörf* (statt *Darf*) notiert.¹⁹ Ähnliches gilt heute auch für das Wort *Brot* (mittelhochdeutsch *brôt*), das vor allem von der jüngeren Generation fallweise als *Bröö*t statt als *Brö*et ausgesprochen wird, wie aktuelle Aufnahmen des Tiroler Dialektarchivs aus Umhausen bezeugen. Die alten Formen mit Zwiellaut sind überall rückläufig²⁰, auch im Ötztal ist das schon spürbar. Solche Veränderungen haben bislang keine Auswirkungen auf das Lautsystem. Aber solche Veränderungen können um sich greifen und der Beginn dafür sein, dass immer mehr, und irgendwann schließlich alle Wörter, die auf mittelhochdeutsch *ô* zurückgehen (*rot*, *tot*, *froh*, *Rose*, *groß* etc.), sich langfristig verändern und durch einen anderen Laut ersetzt werden, wenn die Voraussetzungen im Lautsystem dafür gegeben sind.²¹ Das war bei anderen Lauten bereits der Fall (vgl. Tabelle 1). Dieser Wandel wird allerdings noch viele Jahrzehnte, in manchen abgelegeneren Gebieten wie dem Ötztal vielleicht Jahrhunderte dauern, aber ein Anfang könnte gemacht sein.²² Bis es soweit ist, könnte jedoch schon ein neuer Lautwandel den soeben beschriebenen überlagern und *Bröö*t ist dann im Ötztal altertümlich im Vergleich zu anderen Dialekten.

Darum geht es nämlich, um den Vergleich mit anderen Dialekten. Der Öztaler Dialekt weist dann tatsächlich viele ältere Formen und Wörter auf, weil Neuerungen im längsten Tiroler Seitental durch seine lange währende Verkehrsferne erst sehr viel später durchsickern konnten. Vieles davon gilt aber, wie Kranzmayer selbst anführt, auch für andere Dialekte, die in ähnlich abgeschiedener Lage ältere Lautstände bewahren konnten. Kranzmayer nennt diese Dialekte Hochtalmundarten. Wie im Öztalerischen finden sich beispielweise auch im Stubai, im hinteren Wipptal samt Seitentälern, im mittleren und hinteren Zillertal, im hinteren Pfitschertal, in Teilen des Pustertals sowie in weiten Teilen Osttirols nach wie vor die stärksten Reflexe der mittelhochdeutschen Auslautverhärtung: *Berg*, *Tag* lautet dort *Perkh*

¹⁹ Vgl. Christoph 1966, 61f.

²⁰ Vgl. Gschösser/Kathrein 2019, 71.

²¹ Vgl. Schmidt/Herrgen 2011, 198–201.

²² Dass der mutmaßlich eintretende Lautwandel mittelhochdeutsch *ô* > mundartlich *oa* > *o* andernorts schon beginnt systemhaft zu werden, lassen etwa die Bemerkungen Stranzingers für die Innsbrucker Stadtmundart aus dem Jahr 1959 vermuten, der damals zwar nicht für die Stadtmundart und die lässige Umgangssprache, wohl aber für die gepflegte Umgangssprache Aussprachen ohne Zwiellaut angibt, also etwa *tot*, *rot*, *stoßn* oder *Trost*. (Stranzinger 1959, 291) Aktuelle Aufnahmen des Tiroler Dialektarchivs aus Innsbruck zeigen ähnliche Tendenzen, auch für andere mittelhochdeutsche Langvokale (*grosse*, *hohe* vs. *groaße*, *hoache* für mittelhochdeutsch *ô*, *Schnee* vs. *Schnea* für mittelhochdeutsch *ê* und *heecher* vs. *heacher* für mittelhochdeutsch *æ*.) Und das, obwohl der Dialekt als Zielvarietät im Fokus war.

und *Tåkh*.²³ Andere Beispiele wären etwa mittelgaumige *o* und *u* (*höech, Röck, Stübe*) oder die Bewahrung der Zweisilbigkeit (*siaße, Toole*).²⁴

Manches ist aber dafür im Öztaler Dialekt nicht (mehr) vorhanden, so etwa die Unterscheidung zwischen offenem und geschlossenem *e* (mittelhochdeutsch *ë* vs. *e*). So werden im Öztal sowohl *Reegn* ‚Regen‘ und *Weeter* ‚Wetter‘ (aus mittelhochdeutsch *ë*) als auch *Bette* ‚Bett‘ und *reedn* ‚reden‘ (aus mittelhochdeutsch *e*) mit geschlossenem *e* ausgesprochen. Im Ahrntal und dem Pustertal beispielsweise heißt es aber nach wie vor *Räägn* und *Wätto* vs. *Bett* und *reeidn*.²⁵

Ein anderes Beispiel lässt sich für das Pfitschertal finden. Dort wird noch heute zwischen den mittelhochdeutschen Endungen *-er* und *-ære* unterschieden. So heißt es zwar *Fiabr* (mittelhochdeutsch *vieber*), aber *Schneidere* ‚Schneider‘ (Pl.) (mittelhochdeutsch *snîdære*).²⁶ Auch im Öztal werden diese Endungen noch unterschieden, allerdings mit *-er* vs. *-ar*. Die Dreisilbigkeit, die durch die ursprüngliche *-ære*-Endung vorhanden war, findet sich hier hingegen nicht mehr.

Und eigentlich würde man im Öztal statt *gseet* ‚gesagt‘ und *gfongen* ‚gefangen‘ auch *geseet* und *gefongen/gefoohn* erwarten, denn es heißt ja auch *gehoobm* ‚gehabt‘, *gemochet* ‚gemacht‘ und *gekööfet* ‚gekauft‘. Nicht so, wenn nach dem *ge-* ein *s* oder *f* folgt. Kranzmayer konnte nachweisen, dass das *e* im bairischen Sprachgebiet zuallererst vor diesen beiden Konsonanten geschwunden ist.²⁷ Wenn wir also heute noch in Ober- und Untertilliach sowie in Innervillgraten und Kals *gi-/gesog* ‚gesagt‘ und *gi-/gefong* bzw. *gi-/gefoocht* hören, so treten uns hier Formen entgegen, die überall sonst im bairischen Sprachraum längst verklungen sind, auch im Öztal.

Was lehrt uns das alles? Erstens ist es erstaunlich, wie lange sich manche Laute, Wortformen und Wörter in bestimmten Regionen trotz lebendigen Gebrauchs nicht oder kaum verändert

²³ Vgl. Kühnbacher 1969, K. 5 und Kranzmayer 1963, 85.

²⁴ Vgl. Kranzmayer 1963, 84ff. Die Behauptung Kranzmayers (1963, 88), das für das Bairische typische Wort *Erchttag* ‚Dienstag‘ sei nur noch im Öztal dreisilbig (nämlich *Ergetokh*), stimmt nicht: Im Tiroler Dialektarchiv sind dreisilbige Formen auch für Neustift, Lanersbach, Finkenbergr, Schwendau und Gerlos belegt, ferner in Tarrenz, Roppen, Haiming sowie in Oberhofen im Inntal.

²⁵ Hopfgartner 1970, 363f.

²⁶ Vgl. Kerber 2011, 20. Die Form für den Singular lautet mittlerweile *Schnaida*, dürfte aber früher wie der Plural gelautet haben.

²⁷ Vgl. Kranzmayer 1956, § 29e1 und K. 19.

halten konnten. Das Ötztal ist ein schönes Beispiel dafür. Wenngleich diese Hochtalmundart Gebrauchsspuren aufweist, hat die Erosion diesem südbairischen „Hochtalgranit“ im Laufe der Jahrhunderte einfach weniger anhaben können als etwa dem „Tuff“ im mittelbairischen Hügelland.

Zweitens lassen sich auch andere „Hartgesteine“ in der Dialektlandschaft Tirols finden, die vergleichbare Gebrauchsspuren aufweisen, aber eben an anderen Stellen. Wir könnten sie nun zählen, jeweils ihre Tiefe vermessen und somit den relativen Abgenutztheitsgrad feststellen. Gut möglich, dass dabei der Ötztaler Granit als Sieger hervorgehe: am härtesten, am wenigsten Abschürfungen, die leichtesten Kratzer. Es ist aber auch möglich, dass er vom Innervillgrater „Quarzit“ oder dem Ahrntaler „Gneis“ geschlagen wird. Wir wissen es nicht, denn eine Gegenüberstellung und ein Gegeneinander-Aufrechnen steht aus. Das ist aber müßig und vor allem ungerecht. Denn die Frage ist vielmehr: Wenn schon Wettbewerb, ist es dann ein fairer? Warum dürfen nicht auch andere „Gesteine“, ja vielleicht sogar „Weichgesteine“, bei diesem Bewerb mitmachen? Gilt es nicht – wenn überhaupt – eher zu fragen, unter welchen Bedingungen sich welches Gestein wie halten konnte. Ist es etwa nicht genauso erstaunlich und einer superlativischen Auszeichnung würdig, dass beispielsweise das Wipptal samt Seitentälern trotz seiner verkehrsgünstigen Lage und dadurch verbundenem jahrhundertlangem Durchzugsverkehr sowie seiner Nähe zur Landeshauptstadt vieles von dem, was wir als altertümlich kennengelernt haben, bewahrt hat? Es frappiert, dass dort etwa das auslautende *-e* (*Hitte* ‚Hütte‘, *Miile* ‚Mühle‘) noch vorhanden ist, ebenso das *ge-* in gewissen Lautumgebungen (*geglap* ‚geglaubt‘, *gemoolen* ‚gemalt‘, *Gewánt* ‚Gewand‘) oder mittelgaumige *ö* und *üe* (*gflöögn* ‚geflogen‘, *Schüehe* ‚Schuhe‘ in Schmirn). Dazu gehört auch, dass *k* und *ch* nicht wie sonst meist in Tirol im hinteren Mundraum produziert werden, sondern am mittleren Gaumen. In Navis und Schmirn heißt es immer noch *håkh* ‚hacken‘ (statt *håkhn*) und *gekhoht* (statt *gekchohcht*). Die Auslautverhärtung (*Tåkh*, *Weekh* ‚Tag, Weg‘) haben wir weiter oben schon angesprochen.

Daraus ergibt sich drittens, dass wir, je nachdem, wie wir unsere Frage stellen, andere Antworten bekommen. Wir haben uns gefragt: Wo finden wir im Binnenbairischen die meisten Altertümlichkeiten? Möglicherweise im Ötztal, vielleicht aber auch nicht. Es gibt mehrere Konkurrenzanwärter. Wir können uns aber genausogut fragen: Wo gibt es die meisten romanischen Reliktwörter? Wo mehrfache, bis heute erkennbare Überlagerungen unterschiedlicher Sprecherkollektive? Diese Fragen wurden für das Alemannische in

Vorarlberg gestellt und es wurde im Jahr 2017 das Montafon auserkoren.²⁸ Fragen wir uns also: Wo gibt es in Tirol im Dialekt die meisten slawischen und/oder romanischen Einflüsse? Wo sind in Tirol die Walser sprachlich und namentlich noch immer greifbar? Welche Mundart zeugt in Tirol am stärksten vom regen Austausch unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen? etc. Vielleicht ließen sich dabei das Isel- und obere Drautal auszeichnen, Galtür oder die Leutasch? Vielleicht wäre das aber auf die Dauer auch nicht mehr spannend. Vielleicht sollten wir uns einfach daran erfreuen, dass unsere Mundarten überall auf eigene Art und Weise nach wie vor lebendig sind, in Gemeinderatssitzungen, auf Pausenhöfen und im Geschäft gesprochen und in WhatsApp-Nachrichten verschriftlicht werden sowie in Pop-, Rap- und Hip Hop-Manier aus unseren SoundClouds schallen, und zwar so, dass jedes Mal aufs Neue ihre Lebendigkeit und Produktivität unter Beweis gestellt wird. Erfreuen wir uns also am Öztaler *Cölelar* und *Liftelar*, die den Wildschönauer *Liftinga* samt *Schandinga* treffen, um dann gemeinsam mit ihnen in Ischgl beim *Aprèsna* (Verbalbildung zu ‚Après-Ski‘) dem anderen Geschlecht *nâchzspektiivna* (Verbalbildung zu *Spektiv* ‚Fernglas‘). Die Verschlossenheit und Beharrsamkeit des Tirolers, der „jede seinem Wesen zuwiderlaufende Fremdheit mit höchstem Einsatz abwehrt“²⁹, wie ihn Kranzmayer anscheinend noch kennengelernt hatte, wird spätestens dann auf eine harte Probe gestellt.

Literaturverzeichnis

Christoph, Horst Edwin: Beobachtungen zum gegenwärtigen Sprachwandel in Lautstand und Wortschatz der Mundart von Sölden im Ötztal. unpubl. Diss., Innsbruck 1966.

Gschösser, David/Kathrein, Yvonne: Die Digitalisierung der Bestände des Tiroler Dialektarchivs. Ein Werkstattbericht zum vorläufigen Projektende, in: *colloquium. new philologies* 4/2 (2019), 52–84.

Haid, Hans: Die Öztaler Mundart, älteste Mundart Österreichs, in: Öfner, Josef (Hg.): *Öztalerisch. Österreichs älteste Mundart? Mit Beiträgen von Prof. Dr. Hans Haid.* Eigenverlag, 2015.

Hopfgartner, Hubert: Lautlehre der Mundart des Ahrntales in Südtirol. unpubl. Diss., Wien 1970.

²⁸ Vgl. [<https://www.unesco.at/kultur/immaterielles-kulturerbe/oesterreichisches-verzeichnis/detail/article/montafoner-dialekt>] (30.07.2024)

²⁹ Kranzmayer o. D., 52.

- Hornung, Maria: Mundartkunde Osttirols. Eine dialektgeographische Darstellung mit volkskundlichen Einblicken in die alpbäuerliche Lebenswelt, Wien 1964.
- Kerber, Elisabeth: Pfitscher Dialektwörterbuch. Diplomarbeit, Innsbruck 2011.
- Kranzmayer, Eberhard: Die Öztaler Mundart, unveröffentl. Manuskript, o. D., Archiv der Öztaler Museen.
- Kranzmayer, Eberhard: Historische Lautgeographie des gesamtbairischen Dialektraumes. Mit 27 Laut- und 4 Hilfskarten in besonderer Mappe, Wien 1956.
- Kranzmayer, Eberhard: Die Sprachaltertümer in den Mundarten der Tiroler Hochtäler, in: Zeitschrift für Mundartforschung 27/3 (1960), 160–192.
- Kranzmayer, Eberhard: Die Mundart des Ötztales, in: Öztaler Buch, Innsbruck 1963, 73–92.
- Kühebacher, Egon (Bearb.): Tirolischer Sprachatlas. 2. Band: Konsonantismus, Vokalqualität, Formenlehre, Innsbruck/Marburg 1969.
- Öfner, Josef (Hg.): Öztalerisch. Österreichs älteste Mundart? Mit Beiträgen von Prof. Dr. Hans Haid. Eigenverlag, 2015.
- Reiffenstein, Ingo: Wie alt ist die Konsonantenlenierung im Bairischen?, in: Anreiter, Peter/Ernst, Peter/Hausner, Isolde (Hg.): Namen, Sprachen und Kulturen. Imena, Jeziki in Kulture. Festschrift für Heinz Dieter Pohl zum 60. Geburtstag, Wien 2002, 621–636.
- Schatz, Josef: Wörterbuch der Tiroler Mundarten. Für den Druck vorbereitet von Karl Finsterwalder, unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1955, 2 Bde., Innsbruck 1993.
- Schmidt, Jürgen Erich/Herrgen, Joachim: Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung, Berlin 2011.
- Stranzinger, Oswald: Die Innsbrucker Stadtsprache, in: Klein, Karl Kurt/Thurnher, Eugen (Hg.): Germanistische Abhandlungen, Innsbruck 1959, 285–297.
- Wiesinger, P.: Ergebnisse dialektologischer Beschreibungen. Areale Bereiche deutscher Dialekte im Überblick, in: Besch, W. et al. (Hg.): Dialektologie (HSK 1/2), Berlin/New York 1983.